

TAMAR YELLIN
Das Vermächtnis des Shalom Shepher

Buch

Als Kind hat Shulamit Shepher viele Sommerferien in Jerusalem verbracht. Nun kommt sie zu einem Abschiedsbesuch nach Kiriath Sholom, denn der Stammsitz ihrer Familie soll abgerissen werden. Allerdings hat man bei Aufräumarbeiten einen Fund von unschätzbarem Wert gemacht, der schon bald für Aufregung sorgt: Auf dem Dachboden des Hauses wurde ein Kodex entdeckt, eine Handschrift der fünf Bücher Mose aus dem 13. Jahrhundert. Diesen Schatz soll einst Shulamits Urgroßvater von einer Reise mitgebracht haben: Shalom Sheper war im 19. Jahrhundert zu einer Suche nach den verlorenen Stämmen Israels aufgebrochen und nach zwei Jahren mit dem Kodex und vielen bizarren Geschichten im Gepäck zurückgekehrt.

Im Jerusalem der Gegenwart entbrennt nun ein heftiger Streit um das wertvolle Schriftstück. Shula sucht nach der Wahrheit hinter den zahlreichen Mythen, die sich um den Fund ranken, und taucht dabei auch tief in die Geschichte ihrer Familie ein: Sie beginnt bei ihrem Urgroßvater Shalom, dem Schriftgelehrten, der seine erste Frau und seine Heimat Litauen 1861 verließ, um in Jerusalem sein Glück zu suchen. Seine zweite Frau, Batsheva die Saure, war berühmt dafür, alles, was ihr in die Finger kam, in Essig einzulegen. Und auch sonst ist die Familie Shepher so reich an exzentrischen Verwandten wie an Gelehrten und Geheimnissen ...

Autorin

Tamar Yellin wurde in Nordengland geboren und hat in Oxford Hebräisch und Arabisch studiert. Ihre Kurzgeschichten sind in diversen Zeitschriften, Anthologien und in ihrem Erzählband »Kafka in Brontëland and Other Stories« erschienen. »Das Vermächtnis des Shalom Shepher« ist ihr erster Roman. Er wurde mit dem hoch dotierten Sami Rohr Preis ausgezeichnet. Außerdem erhielt die Autorin für dieses Werk den Ribalow Prize for Jewish Literature, der alljährlich für ein herausragendes fiktionales Werk mit jüdischer Thematik verliehen wird.

Tamar Yellin

Das Vermächtnis
des
Shalom Shepher

Roman

Aus dem Englischen
von Isabel Bogdan

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2005 unter dem Titel
»The Genizah at the House of Shepher«
bei The Toby Press, New Milford, CT.

Die Übersetzerin dankt dem Deutschen Übersetzerfonds,
der ihre Arbeit mit einem Stipendium gefördert hat.



FSC

Mix

Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940

www.fsc.org

© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC-zertifizierte Papier *München Super* für Taschenbücher
aus dem Goldmann Verlag liefert Mochenwangen Papier.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe Februar 2008

Copyright © der Originalausgabe 2005 by Tamar Yellin

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2008

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Published in agreement with the author,

c/o Baror International Inc., Armonk, New York, U.S.A.

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: Plainpicture / wildcard

Redaktion: Martina Klüver

AB · Herstellung: Str.

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-46214-8

www.goldmann-verlag.de

In Erinnerung an meine Eltern

Arie Leib Yellin
1913 – 1977

Edna Yellin
1920 – 1981

קלוחומד

Ziehe deine Schlüsse.

Die Rabbinen

Du sollst nicht stehlen.

Deuteronomium 5, 19

Erster Teil:

*Shalom Shepher
und die zehn
verlorenen Stämme*

Erstes Kapitel

In der Woche nach seiner Bar-Mizwa, im Frühjahr 1853, trat mein Urgroßvater, Shalom Shepher aus Skidel, in den Stand der Ehe. Er zog zu seinem Schwiegervater, dem Rabbi von Bielsk.

In jenen Tagen studierte er viel und aß viel. Achtzehn Stunden verbrachte er mit den heiligen Büchern, eine Stunde ging er spazieren, und vier Stunden schlief er. So blieb ihm eine volle Stunde zum Essen, und in dieser Zeit kann man eine Menge zu sich nehmen.

Im ehelichen Schlafzimmer standen eine Kommode, ein Stuhl und ein Bett. Shalom Shepher unterwies seine Frau in den Gepflogenheiten der Ehe. Nachts schlich sie sich hinaus und schlief bei ihren Schwestern.

Shalom Shepher sagte zum Rabbi von Bielsk: »Wenn du mich mit einem Kind verheiratet hast, das seinen Gatten vernachlässigt und lieber bei seinen Schwestern schläft, gebe ich ihr die Scheidung und heirate lieber eine Frau.«

Da verbot der Rabbiner seiner Tochter, bei ihren Schwestern zu schlafen.

Shalom Shepher aß viel und studierte viel. Er las die Kommentare und die Kommentare zu den Kommentaren. Er las den Talmud, sowohl Mishnah als auch Gemara, und vor allem las er die Torah, bis er, hätte jemand das Sakrileg begangen, eine Nadel durch die Seiten des heiligen Buchs zu stechen, jedes Wort hätte nennen können, durch das die Nadel ging.

Zwei Sprüche der Weisen standen ihm in die Seele geschrieben. Der eine lautete:

Es obliegt dir nicht, selbst das Werk zu vollenden,
aber du hast auch nicht die Freiheit, dich ihm
zu entziehen.

Er liebte diesen paradoxen Sinnspruch, der einen auf ewig einlädt, sich schuldig und unzulänglich zu fühlen.

Der andere lautete:

Sage nicht, »wenn ich Muße habe,
werde ich lernen«;
du möchtest dann nie Muße haben.

In Bielsk brachte er die Fähigkeiten zur Vollendung, auf die er bereits in Skidel überaus großen Wert gelegt hatte. Er lernte Haare spalten und Erbsen zählen. Er lernte filibustern und abschweifen, nur um einen Disput richtig auszukosten. Er übte sich in der Kunst des Pilpul, des gelehrten Tauziehens, das die Rabbiner so liebten. Und er kultivierte sein Talent, sofort jeden denkbaren Standpunkt einzunehmen, damit eine Debatte möglichst nicht zum Schluss kam.

Er hatte die Angewohnheit, sich beim Sprechen eine seiner Schläfenlocken um den Finger zu drehen, was den übrigen Beteiligten seine ungeheure Jugend ins Gedächtnis rief und seine Gegner unsagbar irritierte. Seine Gelehrtheit und sein gutes Aussehen wurden gerühmt; Letzteres war im Nachhinein allerdings ein wenig ausgeschmückt worden. Shalom Shepher hatte nämlich kurze Beine und einen breiten Brustkorb, und er neigte, wie viele Mitglieder meiner Familie, in späteren Jahren zu Flatulenzen und hohem Blut-

druck. Aber er hatte einen üppigen rotgoldenen Haarschopf, der angeblich auf eine Verwandtschaft mit König David und auf Edelmut schließen ließ.

Dem Rabbi von Bielsk machte er das Leben schwer. Im Alter von sechzehn Jahren war Shepher der größere Gelehrte. Außerdem besaß er einen feineren Sinn für Humor, was für das Verständnis der Schriften der Weisen unerlässlich ist. Wenn der Rabbiner etwas für koscher erklärte, widersprach Shepher ihm; gab der Rabbiner dann, über seinen brillanten Schützling verzweifelt, nach, so grub Shepher einen anderen Präzedenzfall aus und erklärte es wieder für koscher. Man könnte sagen, er steckte den Rabbi von Bielsk in die Tasche.

Noch vor Vollendung seines achtzehnten Lebensjahrs hatte er sich als Korrektor von Schriftrollen etabliert. Von dieser Zeit an stieg aufgrund seiner Sorgfalt die Anzahl der Pergamente, die in der Genisa der örtlichen Synagoge aufbewahrt wurden, weil sie wegen ihrer Fehlerhaftigkeit nicht mehr benutzt, aber, da sie den Namen Gottes enthielten, auch nicht vernichtet werden konnten. Sie blieben dort, bis sie begraben wurden oder zu Staub zerfielen oder, wie es manchmal geschah, bei einem Brand in Flammen aufgingen.

In der Genisa auf dem Dachboden der Synagoge von Bielsk zu sitzen war ihm eine besondere Freude. Durch eine fünfsprossige Leiter vom Rest der Welt getrennt, studierte er die Schriften und Dokumente, die dort gelagert wurden, wenn sie für den weiteren Gebrauch zu zerschissen waren. Obwohl er erst achtzehn Jahre alt war, nannte der Synagogendiener ihn Reb Shalom. Mein Urgroßvater ließ sich diesen respektvollen Titel gern gefallen. Er war der größte Korrektor von Schriftrollen in Litauen.

Zweites Kapitel

Im Alter von achtzehn Jahren wurde Reb Shalom krank. Obwohl er täglich ein ganzes Huhn verzehrte, das seine Frau für ihn kochte, wurde er immer dünner. Schließlich verlor er zum ersten Mal in seinem Leben den Appetit.

Als es ihm nach einer ganzen Weile noch immer nicht besser ging, entschloss er sich, einen berühmten Arzt in Wilna, dem Jerusalem Litauens, aufzusuchen.

Der berühmte Arzt untersuchte ihn und stellte fest, dass er Blut spuckte.

Er sagte: »Ich kann nichts für Euch tun, aber wenn Ihr nach Italien reisen könntet, würde es Euch vielleicht besser gehen.«

Reb Shalom dachte einen Augenblick darüber nach. Schließlich sagte er: »Und wenn ich in das Land Israel fahre?«

Der Arzt verstand nicht, wovon er sprach. »Meint Ihr Palästina?«, fragte er.

Reb Shalom verstand nicht, wovon der Arzt sprach.

»An welche Stadt hattet Ihr gedacht?«, fragte der Arzt.

Reb Shalom antwortete: »Jerusalem.«

»Oh, ja«, sagte der berühmte Arzt. »Jerusalem ist ebenso gut wie Italien.«

Shalom Shepher kehrte nach Bielsk zurück und sagte seiner Frau, er werde nach Jerusalem gehen. Sie brach auf der Stelle in Tränen aus.

»Wie könnte ich Vater und Mutter verlassen?«, schluchzte sie.

Er sagte: »Wenn du so empfindest, können wir uns scheiden lassen. Wir haben keine Kinder, da wird die Trennung uns leicht fallen.«

Dann ging er zu seinem Schwiegervater und sagte zu ihm: »Ich werde nach Jerusalem gehen, und meine Frau möchte mich nicht begleiten. Da sie so empfindet, kann sie sich von mir scheiden lassen. Wir haben keine Kinder, und so sollte es ihr leicht fallen. Ich schicke ihr jeden Monat etwas Geld, bis sie einen neuen Mann gefunden hat.«

Und er gab ihr die Scheidung.

Dann packte er sein Bündel mit Gebetsmantel, Gebetsriemen und Psalter und machte sich zu Fuß auf den Weg zum Schwarzen Meer.

Es dauerte zwei Jahre, bis er am Schwarzen Meer ankam. Unterwegs wurde er wieder krank, und wo immer er Juden begegnete, nahmen sie ihn auf, damit er sich erholen konnte. Sein Appetit kehrte jedoch nicht zurück, und er wirkte wie ein Todgeweihter. Aber er wusste, dass nicht der Tod von seinem Körper Besitz ergriffen hatte, sondern eine große spirituelle Sehnsucht.

Wo immer er Juden begegnete und sie herausfanden, wer er war, brachten sie ihm ihre Schriftrollen zur Korrektur. In vielen Gemeinden verweilte er und prüfte die heiligen Pergamente. Deswegen brauchte er so lange, um an sein Ziel zu kommen.

Als mein Urgroßvater das Schwarze Meer erreicht hatte, ging er an Bord eines kleinen griechischen Schiffs, das die Küste Palästinas ansteuerte. Es dauerte weitere sechs Monate, bis der Hafen von Jaffa in Sicht kam.

Drittes Kapitel

Im November 1938 ging mein Vater im Hafen von Jaffa an Bord des Schiffs »Methusaleh« und fuhr nach Southampton. Er war von einer großen spirituellen Sehnsucht erfüllt,

fühlte sich gedrängt, Palästina zu verlassen und nach England zu gehen.

Ebenso wie sein Vorfahre war er klein und stämmig, und er neigte ebenso wie dieser zu Sodbrennen und schmerzhaften Blähungen, die ihn sein ganzes Leben lang plagten. Ich frage mich wirklich, ob ein Zusammenhang zwischen großer spiritueller Sehnsucht und schlechter Verdauung besteht. Manche Menschen verspüren ihr ganzes Leben lang keine spirituelle Sehnsucht und erfreuen sich stets einer hervorragenden Verdauung. Ich hingegen nehme diese Sehnsucht als harten, stopfenden Klumpen irgendwo unterhalb des Brustbeins wahr, und Essen bedeutet Leiden. In dieser Hinsicht bin ich die spirituelle Erbin meines Urgroßvaters.

»Mein Herz ist im Osten und ich im fernen Westen«, schrieb der Dichter Jehuda Halevi. »Wie kann ich schmecken, was ich esse, wie kann ich Hunger haben?« Mein Urgroßvater ging an Bord eines Schiffs gen Osten, mein Vater ging an Bord eines Schiffs gen Westen, und ich sitze in England und habe Verdauungsstörungen.

Aber an Bord eines Schiffs zu gehen bringt keine Heilung für diese Art Krankheit. Auch nicht, in einen Zug oder ein Flugzeug zu steigen. Als mein Vater in Southampton ankam, sehnte er sich schon bald nach Palästina. Als Shalom Shepher durch die Tore Jerusalems tritt, treiben ihn schon bald andere Träume um. Solche Männer zeugen unruhige Kinder.

Dies weiß ich über die schicksalhafte Abreise von 1938: Er trug ein weißes Hemd und keine Krawatte. Er rauchte eine Zigarette und zog dabei die Augenbrauen zusammen. Auf der Lippe hatte er eine Narbe, die im Winter immer wieder aufplatzte. Er war erst dreiundzwanzig Jahre alt, fühlte sich jedoch alt und verbraucht und hatte das Leben so satt,

wie man es nur mit dreiundzwanzig satthaben kann. Unten am Kai stand die Frau, die er liebte, und winkte.

Es wurde kein Foto von diesem Anlass gemacht. Niemand hat mir die Szene näher beschrieben. Und doch sehe ich dieses Bild, diesen entscheidenden Moment, deutlich vor mir.

Aus bestimmten Entscheidungen erwächst alles. Mein Urgroßvater reiste ostwärts und zeugte meinen Großvater. Mein Vater reiste westwärts und traf meine Mutter. Die Spannung zwischen Entscheidung und Zufall bildet den Faden, an dem das Wunder des Daseins hängt.

Viertes Kapitel

Ich kam nachts in Jerusalem an, in der Dunkelheit, nach langer Abwesenheit. Regen rann über die Scheiben des Taxis, als wir von der Ebene ins Bergland fuhren. Draußen waren anfangs noch bunte Schilder zu sehen, ein goldenes Ei, ein Drive-in-Fastfoodladen, ein riesiges Lächeln, umrahmt von blinkenden Lichtern. Wir hätten auch in Amerika sein können. Wir hätten wer weiß wo sein können. Dann waren wir auf der Schnellstraße. Wir waren nirgendwo. Dunkelheit, zusammengekauerte Bäume. Die Luft roch plötzlich anders. Ein Hauch von Benzin und Bitumen, eine Prise Meer oder Wüste. Fremdheit. Regen.

Als es bergauf ging, schloss ich die Augen und glaubte, die alte Strecke wiederzuerkennen, ihre Anstiege und Kurven, die in meine Erinnerung eingeschrieben sind. Aber die Straße hatte sich verändert. Sie war flacher geworden, hatte sich entwunden und sich zu etwas Unvertrautem gestreckt. Und als ich die Augen aufschlug, sah ich statt der Dunkelheit der Hügel lauter Lichter, Stränge und Trauben von Lichtern, so weit das Auge reichte.

»Was ist das?«, fragte ich.

Der Fahrer antwortete: »Das ist Jerusalem.«

Der Motor kämpfte, und über die Windschutzscheibe rann der Regen in Strömen. Und dann waren wir auf der Straße, die ich wiedererkannte: eine steile Kurve, eine Tankstelle, verfallene Häuser. Dicht am Abgrund stand eine alte Hütte, die dort womöglich schon seit über hundert Jahren am Berg klebte und immer noch nicht in die Tiefe gestürzt war. Von allen Städten der Welt bereitet Jerusalem einem den schäbigsten Empfang, und ob man kommt oder geht, man wird von Gräbern begrüßt.

Mein Fahrer hatte die Adresse: Kiriath Sholom. Er wechselte dauernd die Spur, fuhr bei Gelb über die Ampel und ließ das Radio plärren. Kannte ich die Gegend? Ich hatte schon wieder die Orientierung verloren in diesem Labyrinth aus Verkehr und Asphalt und Hotels und Einkaufszentren, verloren in einer veränderten Stadt. Aber dann erinnerte ich mich wieder, wo wir waren. Wir bogen in einen ruhigen, von Wohnblocks gesäumten Boulevard ein, eine lange, gerade Straße mit einem Heer von Bäumen und einem kleinen Platz am Ende, mit einem Spielplatz, einem Sandkasten und einer Synagoge darauf. Und dort, an diesem Platz, stand das Haus, älter denn je, heruntergekommener und verwitterter; ein Fensterladen hing schief in den Angeln, und die fünf Zypressen, die mein Vater gepflanzt hatte, waren dunkler und dichter als in meiner Erinnerung.

Dünne Wolken trieben über das Haus. Die Mondsichel hing am zerzausten Himmel. Ich befand mich mit meinem Koffer in vertrauter Umgebung, stand auf einer kleinen Scholle inmitten eines fremden Universums.

Und am Fenster saß mein Onkel Saul, er kauerte genau so am Küchentisch, wie ich es mir vorgestellt hatte, im Kaf-

tan meines Großvaters, über den Paraffinofen gebeugt, und hörte Radio. Er stand auf und sah mich durch seine runde Brille an.

»Hallo, Saul«, sagte ich. »Ich bin's, Shulamit.«

Zwanzig Jahre waren nahezu spurlos an ihm vorübergegangen. Er war vorher alt gewesen, jetzt war er älter. Sein Haar war silbern gewesen, und es war immer noch silbern. Er ging wie immer, schlurfend, gekrümmt, jetzt auch noch von den Falten im Kaftan meines Großvaters behindert, der schlaff und zerlumpt an ihm herunterhing und einen morbiden, fauligen Geruch verströmte. Weiß Gott, wo er ihn ausgegraben hatte. Aus der untersten Schublade der bauchigen Walnussskommode vielleicht oder aus dem nach Kampfer riechenden Schrank im hinteren Schlafzimmer. Er trug ihn, nahm ich an, weil er warm war, und vielleicht noch aus einem anderen Grund: Möglicherweise glaubte er, sich dadurch in meinen Großvater verwandeln zu können.

Er war genau so, wie ich ihn in Erinnerung hatte, ein Mann weniger Worte und weniger, sehr prägnanter Gesten, der das ganze Gewicht von zwanzig Jahren Schweigen und Abwesenheit, nur von billigen Neujahrskarten unterbrochen, mit einer Augenbraue zum Ausdruck bringen konnte. »Shulamit«, sagte er. Und hieß mich mit einer feierlichen Gebärde im Haus willkommen wie der Kurator eines Museums, das bald schließen würde.

Ich stellte meine Tasche ab und trat ein, um den ganzen Jammer dieses Hauses in mich aufzunehmen, das einmal das pulsierende Herz der Familie gewesen und jetzt völlig heruntergekommen war. In dunklen Ecken sammelten sich die Möbel. Kartontürme und Bettwäschestapel, fragile Geschirrpjramiden standen herum; die Trümmer eines Haushalts zu ungeordneten Haufen zusammengekehrt. Aus den Occhispitzen an den Fenstern hingen lose Fäden. Die Wän-

de waren kahl, aber im Türrahmen hing immer noch das staubige Mobile aus Hebron-Glas, an das ich mich noch erinnerte.

Ich wandte mich meinem Onkel zu, der mit dem immer gleichen nach innen gekehrten Blick über das Meer seiner Erinnerungen starrte, die Augen durch die Gläser seiner altmodischen Brille vergrößert. Und der jetzt zu mir auf sah, als sei ich ein Geist, zurückgekehrt, um in seiner ohnehin von Geistern bevölkerten Einsamkeit zu spuken. Ich rang mir ein Lächeln ab.

»Ich wollte Euch mal besuchen«, sagte ich.

Fünftes Kapitel

Wenn ich an die Sehnsucht denke, von der mein Vater und mein Urgroßvater erfüllt waren, fällt mir auf, dass sie beide Jerusalemer waren: mein Vater durch Geburt und mein Urgroßvater durch eigene Wahl. Jerusalem ist eine Stadt, die sehnsüchtig macht.

Für mich bleibt die Stadt ein seltsamer Unfall der Geschichte. Sie befindet sich an keiner bedeutenden Handelsstraße und ist für eine politische Hauptstadt nicht gerade günstig gelegen. Das Umland eignet sich weder für Industrie noch für Landwirtschaft. Jahrhundertlang haben die Völker davon geträumt, der Stadt den Glanz wiedergeben zu können, den sie einst gehabt haben soll, aber Jerusalem bleibt hartnäckig provinziell, beseelt vom Geist der Verlassenheit, der so oft mit der Anwesenheit Gottes in Verbindung gebracht wird.

Die Straße von der Küste nach Jerusalem windet sich aus der Ebene in die Berge. Sie führt durch das Gebiet von Abu Ghosh, am Kloster Latrun vorbei und durch die dunk-

le Schlucht von Bab el Wad, dem Tor zum Tal. Wenn die Völker je nach Zion strömen, müssen sie durch diese finstre Klamm. Hier gab es immer einen Hinterhalt.

Die Juden eroberten Jerusalem von den Jebusitern, die Babylonier von den Juden und die Perser von den Babyloniern. Die Griechen nahmen es den Persern ab, die Makkabäer den Griechen und die Römer den Makkabäern. Der Tempel Salomos wurde abgerissen und wieder aufgebaut, geweiht, entweiht und wieder geweiht und schließlich unter Kaiser Titus zerstört. Zur Strafe drang eine Mücke in seinen Kopf ein und klopfte sieben Jahre lang gegen sein Gehirn; als er starb, öffnete man seinen Schädel und fand darin so etwas wie einen Sperling.

Die Schätze des Tempels sind in aller Welt verstreut: zwei Säulen stehen in San Giovanni a Porta Latina in Rom, ein bronzener Kandelaber im Dom zu Prag, ein weiterer in Konstantinopel. Das goldene Brustschild des Hohepriesters wurde nach Rom gebracht; andere Gold- und Silbergegenstände wurden in einem Turm in Borsippa versteckt und unter der großen Weide in Tel Beruk. Der Thron Salomos selbst wurde von Babylon nach Persien gebracht und von dort nach Griechenland und Rom. »Ich habe«, schreibt Rabbi Elieser, der Sohn von Rabbi Jossi, seine »Überreste in Rom gesehen.«

Die Byzantiner nahmen den Römern die Stadt ab, die Araber den Byzantinern, die Kreuzfahrer den Arabern. Die Juden kehrten zurück, wurden vertrieben, kehrten wieder zurück; wurden geduldet, verbannt und wieder aufgenommen. Die Kreuzfahrer wichen den Mamelucken und die Mamelucken den osmanischen Türken.

Die sephardischen Juden flohen vor der Inquisition aus Südeuropa und aus den arabischen Ländern hierher. Die aschkenasischen Juden kamen aus Polen, in weiße Roben

gekleidet, unter ihrem Anführer Rabbi Jehuda dem Frommen.

Als sie in Jerusalem eintrafen, gründete Rabbi Jehuda der Fromme eine Synagoge und starb kurz darauf. Seine Anhänger nahmen hohe Hypotheken auf die Synagoge und die Wohnquartiere auf und konnten sie nicht bezahlen. Sie wurden vertrieben und die Synagoge niedergebrannt. Das war das Ende der ersten Siedlung.

Hundert Jahre später reisten siebzig Studenten des Gaon von Wilna nach Jerusalem: von Shakluf aus mit dem Floß über die Flüsse und von Odessa mit dem Fischerboot nach Jaffa. Mit orientalischen Gewändern verkleidet, erhielten sie Zutritt zur Stadt und ließen sich um die Ruine der Synagoge von Rabbi Jehuda dem Frommen herum nieder.

Als mein Urgroßvater ankam, lag Jerusalem noch innerhalb der Stadtmauern. Nachts wurden die Tore geschlossen und morgens wieder geöffnet, und um die Stadt herum waren Wildnis, wilde Tiere und Räuber.

Vielleicht war das mit der Wildnis auch übertrieben. Es gab Dörfer: Et Tur, Lifta, Deir Yassin. Im Dorf Silwan wurde Gemüse angebaut, und aus Kolonya wurden Rosen gebracht. Die Rosen wurden nach Gewicht verkauft, und während der Saison konnte man die Fellachinnen dabei beobachten, wie sie sie auf dem Weg hinauf zum Jaffator im Aquädukt tränkten.

Es gab eine Stadt der Straßen und eine Stadt der Dächer. Man konnte Jerusalem durchqueren, ohne den Fuß auf den Boden zu setzen. Jede Katze wusste das und jeder Dieb. An kühlen Abenden gingen die Bürger Jerusalems auf die Dächer hinauf und genossen das Lüftchen. Frauen saßen hinter perforierten Wänden, sodass sie alles sehen, aber nicht gesehen werden konnten. Man besuchte die Nachbarn, indem man von einem Dach auf das nächste trat.